

SONIA MARMEN
Lanze und Rose

Buch

Schottland 1715: Caitlin und Liam MacDonald leben inzwischen, zwanzig Jahre nach den grausamen Clankriegen, glücklich mit ihren drei Kindern im Tal von Glencoe. Doch ihr ruhiges und einfaches Leben soll bald wieder erschüttert werden: Ein Aufstand der Jakobiter stürzt Schottland ins Chaos. Die Clans werden zu den Waffen gerufen, und auch das beschauliche Glencoe kann sich nicht entziehen. Die MacDonalds sind gezwungen, an der Seite ihres ärgsten Feindes in die Schlacht zu ziehen, des Clans der Campbells, der einst die Gastfreundschaft der MacDonalds verraten und ein entsetzliches Blutbad unter ihnen angerichtet hat!

Trotz der schrecklichen Kämpfe entfaltet sich eine zarte Liebe zwischen Caitlins ältestem Sohn Duncan Coll und der zauberhaften jungen Marion. Doch diese Liebe darf nicht sein, denn Marion ist eine Campbell – und die Enkelin des Mannes, der damals den Verrat gegen die MacDonalds angeführt hat ...

Autorin

Sonia Marmen wurde 1962 in Oakville, Kanada, geboren. Im Alter von vier Jahren zog sie mit ihrer Familie nach Neuschottland, wo sie das erste Mal mit den Nachfahren von schottischen Highlandern und deren farbenprächtigen Tartans in Kontakt kam. Sonia Marmen hat englische Wurzeln und ist fasziniert von allem Keltischen. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Sorel, Quebec.

Sonia Marmen

Lanze und Rose

Highland-Saga

Aus dem Französischen
von Barbara Röhl

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Coeur de Gaël: La Saison des Corbeaux«
bei Les éditions JCL inc., Chicoutimi, Québec, Kanada.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2012 bei Blanvalet Verlag, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Les éditions JCL inc.,
Chicoutimi, Québec, Kanada
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Agentur
EDITIO DIALOG, Dr. Michael Wenzel, Lille, Frankreich
Umschlagmotiv: © Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung
eines Motivs von Marcin Ciesielski / Zylwia Cisek / Shutterstock
Redaktion: Beate Bücheleres-Rieppel
DF · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
eISBN 978-3-641-11366-7

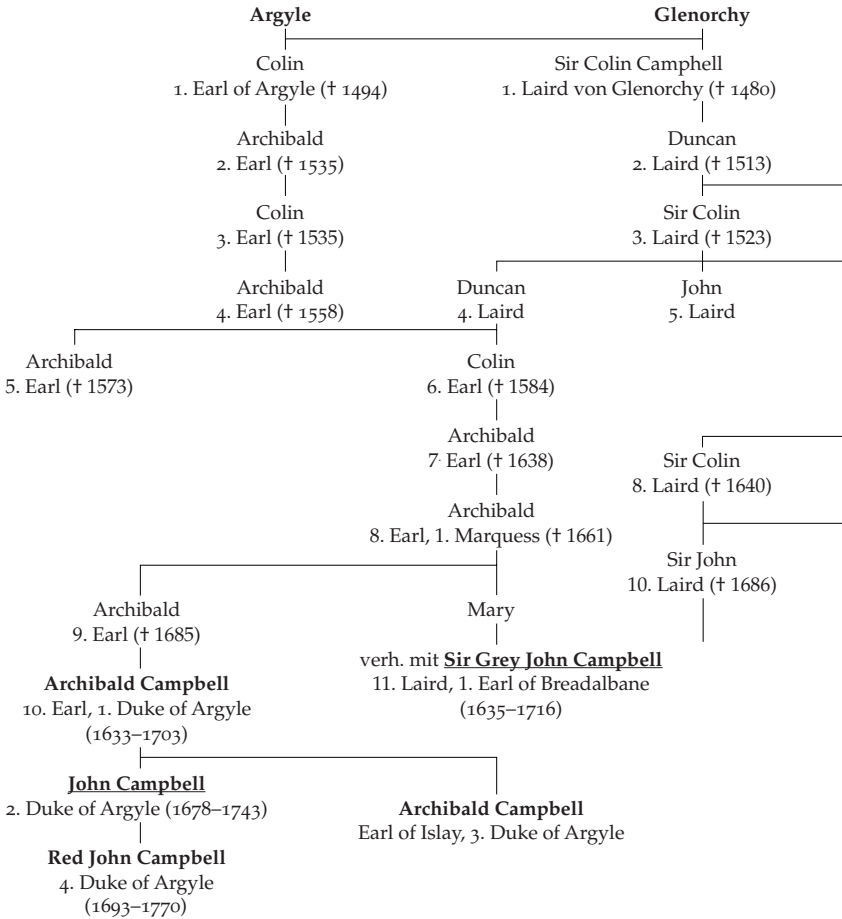
*Für Stéphanie und Alexandre.
Mitzuerleben, wie sie in unserer Welt,
die wir »zivilisiert« nennen, groß werden,
hat mir eindringlich klargemacht,
wie vergänglich das Leben ist.
Mut beweist man nicht, indem man den Tod sucht,
sondern indem man lebt.*

SCHOTTLAND
UND DIE
HIGHLANDS



Stammbaum

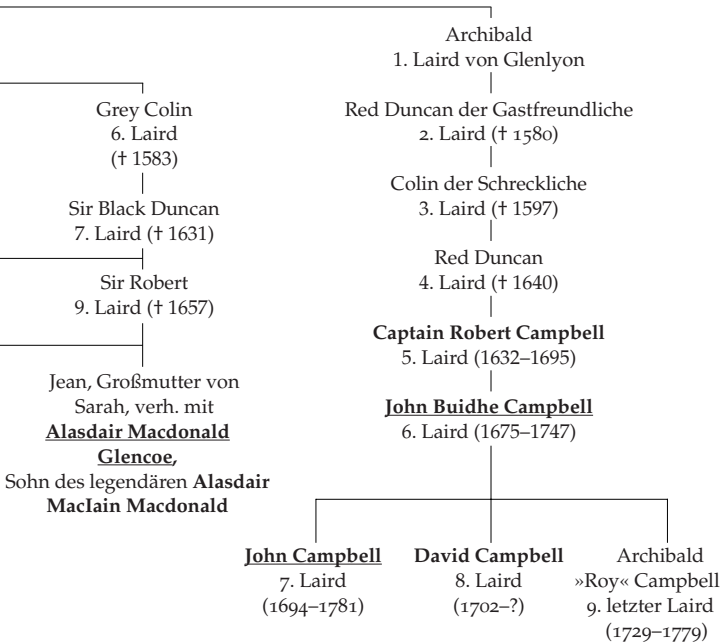
Sir Duncan Campbell
Baron von Lochow († 1453)



der Campbells

Die Personen, deren Name unterstrichen ist, kommen in diesem Buch vor.

Glenlyon



Die Linie der Campbells von Glenlyon erlischt mit Archibald.

Zusammenfassung von Band 1

Schottland, Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Caitlin Dunn, eine junge Irin, wird von ihrem Vater auf Dunning Manor verdingt, denn er hofft, dass sie sich dort auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt verdienen kann. Doch der Hausherr, Lord Dunning, behandelt Caitlin wie eine Sklavin und zwingt sie, ihm zu Willen zu sein. Als er sie eines Abends erneut zu vergewaltigen versucht, ersticht sie ihn in einer Mischung aus Angst, Wut und Verzweiflung.

Auf ihrer überstürzten Flucht trifft sie mit Liam Macdonald zusammen, einem hünenhaften Highlander. Er war wegen Waffenschmuggels festgesetzt worden und ist soeben aus seiner Zelle entkommen. Gemeinsam fliehen sie in Liams heimatliches Tal in den schottischen Highlands.

Zwischen den beiden entwickelt sich eine stürmische Leidenschaft. Doch die schönste Frau des Dorfes, die überaus attraktive und verschlagene Meghan, hat beschlossen, Liam zu heiraten, und schreckt vor nichts zurück, um ihr Ziel zu erreichen. Aber sie verschwindet unter mysteriösen Umständen, die Anlass zu der Vermutung geben, dass sie ermordet worden ist.

Der hinterlistige Winston, Sohn und Erbe von Lord Dunning, hat die Umstände um den Tod seines Vaters so dargestellt, dass Liam dafür angeklagt wird. Es gelingt ihm, Caitlin in seine Gewalt zu bekommen. Gleichzeitig wird Liam festgenommen. Um ihn vor dem Galgen zu retten, lässt Caitlin sich auf ein demütigendes Geschäft mit Winston ein; einen Handel, der Liam zutiefst bestürzt und ihn an seinen Gefühlen für Caitlin zweifeln lässt.

Inmitten dieser stürmischen Ereignisse kommt das erste Kind

der turbulenten Verbindung zwischen der schönen Irin und dem tapferen Highlander zur Welt. Doch der kleine Duncan Coll ist noch keinen Monat alt, als er entführt wird. Nachdem die Männer des Suchtrupps jeden Stein im Tal umgedreht haben, führt ihr Weg die Gruppe schließlich zu einer Frau, die alle für tot gehalten hatten: Meghan. Sie hat den Verstand verloren und ist nur noch ein Schatten ihrer einstigen überirdischen Schönheit. Unter den entsetzten Blicken derer, die soeben mit knapper Not den Säugling gerettet haben, tötet sie sich am Ende selbst.

Duncan Coll kehrt unversehrt und gesund nach Hause zurück. Endlich findet die kleine Familie ein wenig Frieden – doch nur eine Zeit lang, denn das Schicksal hält noch viele Prüfungen für sie bereit...



TEIL EINS

1715

*»Ihre Grausamkeit war der schlimmste Fehler
der Schotten,
doch wahrscheinlich zugleich ihre Rettung.«*

Der letzte Raubzug September 1715

Die untergehende Sonne tauchte das Tal in rötliches Licht und überhauchte die mit Heidekraut und verdorrtem hohen Gras bewachsenen Hügel mit Gold- und Purpurtönen. Dort weidete ein Teil von Glenlyons Herden. Die Tiere ahnten nicht, dass sie mit begehrlischen Blicken bedacht wurden.

Duncan Macdonald nahm sein Barett aus blauer Wolle ab und strich sich mit den Fingern durch die rabenschwarze Mähne, die in den letzten Sonnenstrahlen schimmerte.

»Hmmm... Es wäre gute Arbeit, wenn es uns gelänge, sie uns alle zu holen. Die Herde muss wohl dreißig Köpfe zählen. Sollten diese Idioten von Campbells wirklich glauben, dass wir ihnen nach unserem Misserfolg vom letzten Monat keinen erneuten Besuch abstatten würden?«

»Was meinst du, ob sie in den Hütten sind?«, fragte der junge Mann, der rechts neben ihm im feuchten Heidekraut lag.

Duncan setzte seine Mütze wieder auf und wandte sich seinem Bruder Ranald zu.

»Wenn nicht, dann können sie jedenfalls nicht weit sein. Die Campbells lassen ihr Vieh niemals lange unbewacht. Wir müssen eben warten«, entschied er und richtete seinen Blick erneut auf die Heide.

»Vielleicht haben sie uns entdeckt.«

»Nein, das glaube ich nicht«, murmelte Alasdair und beschattete die Augen mit der Hand. »Du weißt ebenso gut wie ich, dass sie uns schon angegriffen hätten, wenn sie bemerkt hätten, dass wir uns auf ihrem Land aufhalten.«

Ranald richtete sich in eine kniende Haltung auf, wobei er das Gesicht verzog und sich das Kreuz rieb. Duncan gab es einen Stich, und er wandte den Blick ab. Sein Bruder sagte nichts, doch offensichtlich hatte er Schmerzen; und Duncan hatte wieder einmal das Gefühl, schuld an seinem Zustand zu sein, der sich anscheinend nicht mehr bessern wollte. Er rückte ein wenig herum, um sein Gewicht von einem Ellbogen auf den anderen zu verlagern.

Zwei Jahre waren jetzt seit dem furchtbaren Unfall vergangen, der ihm beinahe den Bruder geraubt hatte. Ranald, der nur neunzehn Monate jünger war als er, pflegte ihm wie ein Schatten zu folgen. Damals war Duncan siebzehn gewesen, und die beiden hatten sich in die Brennerei geschlichen, um sich heimlich etwas von dem »Feuerwasser« abzuzapfen; dem berühmten Whisky, den ihr Vater und Simon Macdonald viermal destillierten und eifersüchtig hüteten. Ihre Mutter hatte ihnen streng verboten, davon zu kosten. »Ihr werdet bald genug sehen, was dieses Gift aus einem Mann machen kann, meine lieben Söhne!« Wenn Caitlin Macdonald etwas angeordnet hatte, dann war es nutzlos, mit ihr zu debattieren. Sogar ihrem Vater gelang es selten, bei ihr das letzte Wort zu behalten. Daher hatten die Brüder beschlossen, sich diskret eine Flasche aus dem Eichenfass abzufüllen, das sorgfältig verborgen in einem entfernten Winkel der Destillerie stand. Ihr Vater hatte das nicht gekennzeichnete Fass zwischen dem gewöhnlichen Whisky abgestellt, um Neugierige zu täuschen. Doch da kannte er Duncan schlecht. Er hatte gesehen, wie sein Vater das Holz mit einer Kerbe markiert hatte, und wusste, wo das fragliche Fass stand.

Doch das Unternehmen war schlecht ausgefallen. Die Brüder waren ertappt worden, und als sie sich verstecken wollten, war Duncan gegen einen Holzkeil gestoßen, der die an der Wand aufgestapelten leeren Fässer hielt. Das Ergebnis war dramatisch gewesen. Mit einem höllischen Radau waren die leeren Fässer heruntergepoltert. Ranald, der keine Zeit mehr gehabt hatte, ihren Schlupfwinkel zu verlassen, hatte in der Falle gesessen und die ganze Wucht des Aufpralls abbekommen. Dabei war sein zerbrechliches jugendliches Knochengerüst schwer angeschlagen worden.

Duncan hörte noch die Schreie seines Bruders, als man ihn unter dem Berg von Eichenholzfässern hervorgezogen hatte. Er schloss die Augen. Ranald hatte mehrere Rippenbrüche und einen Beckenbruch davongetragen. Sie hatten um sein Leben gefürchtet, denn es wäre durchaus möglich gewesen, dass die Spitzen der gebrochenen Rippen in seiner Brust großen Schaden anrichteten. Mehrere Tage lang hatte er gefiebert. Um sein Leiden zu lindern, hatte man ihm Laudanum einflößen müssen und Feuerwasser, als sie keine Medizin mehr hatten, was Duncan wie eine besondere Verhöhnung ihres Unfugs erschienen war.

Ranald war zäh; er hatte die Folgen des Unfalls überstanden. Doch sein Körper hatte Nachwirkungen zurückbehalten wie diese Rückenschmerzen, die ihn seither nie mehr verließen. Jetzt trug er ständig eine Flasche von dem starken Branntwein bei sich, um den Schmerz zu betäuben, wenn er unerträglich wurde. Trotzdem klagte er nie und trug immer ein Lächeln zur Schau.

Er hatte darauf bestanden, an diesem Überfall auf die Ländereien von Glenlyon, den Alasdair ins Werk gesetzt hatte, teilzunehmen. Mit seinen siebzehn Jahren fand er, dass es höchste Zeit für ihn war, sich als Mann zu beweisen. Duncan hatte es nicht fertiggebracht, ihm den Wunsch abzuschlagen, obwohl er wusste, dass ihre Mutter ihm schwere Vorwürfe machen würde, wenn sie davon erfuhr. Aber sie konnte ihn schließlich nicht sein ganzes Leben lang behüten, Herrgott!

»Niemand zu sehen«, murrte Ranald ungeduldig und riss ihn aus seinen schmerzlichen Erinnerungen. »Warum greifen wir nicht jetzt an? Wir können schließlich nicht die ganze Nacht darauf warten, dass sich die Campbells blicken lassen! Wenn ich mich nicht bald ein wenig bewege, friere ich mir noch meine edelsten Teile ab! Heute Abend ist es wirklich scheußlich kalt.«

Mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen drehte Duncan sich zu seinem Bruder um.

»Du kannst ja Jenny bitten, sie dir anzuwärmen, Brüderlein. Ich bin mir sicher, sie wird dir den Gefallen gern tun!«

»Schweig still, Duncan! So ein Mädchen ist Jenny nicht.«

»Sie würde dir aus der Hand fressen, armer Dummkopf! Ich

frage mich wirklich, warum du sie noch nicht zu einem Spaziergang auf die Heide mitgenommen hast. Ein Windstoß hebt ihre Röcke hoch, und du brauchst nur noch den Rest zu tun ... Du wirst sehen, was für ein angenehmes Gefühl das ist. Irgendwann musst du es schließlich hinter dich bringen, Ran. Gehört alles zu dem schweren Los, welches das Leben dem Manne aufbürdet.«

Ranald rutschte verlegen herum, und seine Wangen liefen purpurrot an. Erneut richtete er zerstreut den Blick auf die vereinzelt Hütten, die unterhalb des Felsvorsprungs, auf den sie sich zurückgezogen hatten, lagen.

»Ist es das, was du mit Elspeth treibst?«

Duncan gab keine Antwort. Er richtete sich ebenfalls auf, wobei er darauf achtete, seine Deckung nicht zu verlassen. Eine Bewegung hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Weiter unten überquerten sieben Reiter die Heide.

»Da sind sie!«, rief er aus und zog langsam den Dolch, den er am Gürtel trug.

Über das Plaid hinweg, das er über die Schulter geschlungen trug, warf er Alasdair einen Blick zu. Sein Kamerad hatte die Reiter ebenfalls bemerkt. Er schaute wieder zu Ranald hinüber. Der junge Mann runzelte besorgt die Stirn. Er wirkte nervös, aber vielleicht spürte er auch nur die Aufregung anwachsen, genau wie Duncan selbst. Ein köstliches Gefühl war das, bei dem sich am ganzen Körper die Härchen aufstellten, ein wenig ähnlich dem, was er empfand, wenn er Elspeths zarte, gebräunte Haut streichelte; eine fast erotische Erregung, die von einem Prickeln tief im Unterleib begleitet wurde.

Er legte seinem Bruder eine Hand auf die Schulter und drückte sie sanft.

»Du denkst doch an unsere Regel, oder, Ran? Wenn du siehst, dass es brenzlich wird, verziehst du dich, auch, wenn einer von uns in der Klemme steckt. Kühn wird es immer geben. Aber wenn dir etwas zustößt, wird Mutter mir das Fell gerben, und ich würde mir für den Rest meines Lebens Vorwürfe machen. Also, hast du verstanden?«

»Ja, schon gut«, murmelte Ranald und zog ebenfalls seine Waffe.

»Warten wir noch?«, fragte einer der Männer, die sie begleiteten.

»Ja, sie werden bald wieder reiten. Lassen wir ihnen die Zeit, ein letztes Mal ihre Tiere zu zählen«, lachte Alasdair, um dessen Lippen ein spöttisches Lächeln spielte.

Der Sohn des Laird von Glencoe setzte seine Mütze wieder auf und spannte seine Pistole. Er drehte sich zu seinen Männern um. Sein Lächeln war verschwunden und hatte einem kühlen, gebieterischen Ausdruck Platz gemacht. Duncan amüsierte sich innerlich. Er kannte Alasdair Macdonald gut. Er besaß die Weisheit seines Vaters und trug meistens eine liebenswürdige Miene zur Schau. Doch wenn es ernst und gefährlich wurde, verhielt er sich den anderen Männern gegenüber unbeugsam und hart. Jeder, der es gewagt hätte, seinen Befehlen zu widersprechen oder, noch schlimmer, ihnen zuwiderzuhandeln, zog sich seinen unerbittlichen Zorn zu. Aus diesem Mann würde zweifellos einmal ein guter Clanführer werden. Aber schließlich war er ja auch der Enkel des großen MacIain.

»Ich will nicht, dass auch nur ein Tropfen Campbell-Blut unnötig die Klingen eurer Dolche rötet.«

Er wandte sich an einen seiner Männer, der dabei war, an einem Fingernagel die Schärfe seiner Klinge zu prüfen.

»Ist das klar, Allan?«, hakte er noch einmal nach.

»Ja doch, ja«, murrte der ungeschlachte Bursche, biss die Zähne zusammen und runzelte unzufrieden die Stirn.

Die sechs Männer blieben noch einige Minuten hinter den Ginsterbüschen hocken, bis der letzte der Campbells hinter dem Hügel verschwunden war. Dann liefen sie zu ihren Pferden, die ein Stück hinter ihnen, wo sie möglichen Blicken entzogen waren, warteten.

Duncan ritt dicht hinter seinem Bruder, während sie das Hornvieh einkreisten, um es zusammenzutreiben und die Heide hinaufzulenken, bevor sie den Hügelkamm überqueren mussten. Danach würde sie der Weg nach Ranoch Moor führen. Ranald schien ganz in seinem Element zu sein und schlug sich recht gut.

»Beeilt euch, Männer!«, schrie Alasdair, »Wir dürfen keine Zeit verlieren!«

Inzwischen war die Sonne untergegangen, und im üppigen Tal von Glenlyon wurde es langsam dunkel. Duncan sah sich verstohlen um. Er hatte ein eigenartiges Gefühl, als würde er beobachtet. Doch er sah niemanden. Indes ...

»Ran, treib du zusammen mit den anderen die Herde weiter, und gib Alasdair Bescheid, dass ich gleich nachkomme. Ich will mich noch einmal umsehen, um sicherzugehen, dass uns niemand folgt.«

Ranald warf seinem Bruder einen besorgten Blick zu.

»Wieso? Außer uns ist schließlich niemand hier!«

»Ich weiß ... Ich will ja nur unseren Rückzug sichern, wenn's dir recht ist.«

»Schön, einverstanden. Aber nimm dich in Acht, denn wenn du nicht heil zurückkommst, bin ich es, den Mutter sich vornehmen wird.«

Duncan grinste breit, und in der einbrechenden Dunkelheit blitzten seine Zähne strahlend weiß auf. Er wendete sein Reittier und sprengte in einer Staubwolke davon. Die Hütten schienen tatsächlich verlassen zu sein. Dennoch hatte er, nachdem er das Gebiet dreimal umrundet hatte, immer noch den seltsamen Eindruck, beobachtet zu werden. Die Herde und die Männer waren soeben über den Hügelkamm verschwunden, und auf der Heide herrschte wieder die Stille, die hierhergehörte. Er warf einen letzten Blick hinter sich und wollte schon das Tal verlassen, um sich wieder zu seinem Kameraden zu gesellen, als eine flüchtige Bewegung seinen Blick anzog. Hinter einem Erlendbusch, in der Nähe des Bachs, der die Heide durchquerte, um schließlich in den Lyon-Fluss zu münden, hatte sich etwas bewegt. Er ritt auf dem Weg, den er gekommen war, zurück. Wahrscheinlich war es nur ein Tier, doch er wollte sichergehen.

Plötzlich tauchte eine Gestalt aus dem Gebüsch auf und stürzte eilig den Abhang hinunter. Duncan gab seinem Pferd die Sporen und nahm die Verfolgung auf. Wenige Augenblicke später hatte er den Flüchtigen eingeholt, warf sich über ihn und hielt ihn nieder. Doch er wehrte sich, und die beiden kugelten über die Heide und stießen sich an den Steinen, die hier und da aus dem Boden ragten. Schließlich erstarrten sie.

»Verflucht!«, zeterte eine helle Stimme. »Nimm deine dreckigen Pfoten weg, Macdonald!«

»Herrje, du bist ist ja eine Frau!«

Duncan, der auf dem Hinterteil der jungen Frau saß und ihr ein Knie ins Kreuz gepresst hielt, fasste den Dolch, den er ihr in den Nacken drückte, lockerer. Er hatte die Haut leicht eingegritzt.

»Was hast du hier zu suchen, Weib?«, verlangte er mit harter Stimme zu wissen. »Ist es nicht ein wenig spät, um spazieren zu gehen und auf der Heide Blumen zu pflücken?«

Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, das von einem dichten, roten Haarschopf verborgen wurde. Doch der Duft nach Rosenwasser, der daraus aufstieg, kribbelte in seiner Nase.

»Du tust mir weh, du hundsgemeiner Kerl«, fauchte sie und versuchte wütend, sich loszumachen. »Reicht es euch denn noch nicht, unsere Kühe zu stehlen! Ihr schmutzigen Langfinger... Ich habe wirklich genug von euch. Mein Großvater hätte euch alle ausgelöscht...«

Sie hatte keine Zeit, zu Ende zu sprechen. Duncan drehte sie brutal auf den Rücken, setzte ihr die Stahlspitze seines Dolches unter das Kinn, dort, wo die Haut am weichsten ist, und durchbohrte sie mit einem wütenden Blick. Angesichts der realen Bedrohung durch die scharfe Klinge und der subtileren Drohung, die von den kalten Augen, die sie anstarrten, ausgingen, erstarrte die junge Frau. Ihre Lippen begannen zu zittern, und sie riss die Katzenaugen weit auf.

»Ich... Das w... w... wollte ich gar n... nicht sagen.«

Duncans Atem ging keuchend, und vor Zorn wurde ihm ganz schwindlig. Die Anspielung auf das Massaker, das seinen Clan vor dreiundzwanzig Jahren dezimiert hatte, brachte ihn außer sich. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte den Stahl in die blasse Haut der dreisten kleinen Gans getrieben, die fluchte wie ein Mann und sich unter ihm wand. Doch als er ihr in die Augen sah...

»Ich bin mir sicher, dass du nicht über das nachgedacht hast, was da eben über deine hübschen Lippen gekommen ist.«

»Nein... Wirklich nicht.«

Sie hatte aufgehört zu zappeln und starrte ihn jetzt entsetzt an. Duncan beobachtete sie mit halb geschlossenen Augen. Er sah, wie die Brust der jungen Frau sich rasch hob und senkte. Sein Blick verharrte auf den Kurven, die den schlammverkrusteten Stoff spannten.

»Wer bist du?«

Die Frau schluckte. Duncan fiel auf, dass die Spitze seines Dolchs sich immer noch in die zarte, blasse Haut bohrte. Langsam zog er seine Waffe zurück, blieb aber auf den Schenkeln seiner Gefangenen sitzen. Das kleine Biest schien nur über eine einzige Waffe zu verfügen, nämlich seine Zunge; und damit würde er schon zurechtkommen.

»Wer bist du?«, fragte er noch einmal grob.

»Das sage ich dir nicht.«

»Bei deinem Schandmaul bist du ganz offensichtlich eine Campbell«, bemerkte er und musterte sie begehrllich. »Du hast von deinem Großvater gesprochen... Du bist nicht zufällig die Enkelin von Robert Campbell, diesem Bastard?«

Sie gab keine Antwort, hielt aber seinem Blick stand. Duncan packte die Handgelenke der jungen Frau fester, und sie krümmte sich. Ihr Schweigen ließ keinen Zweifel daran, wen er da vor sich hatte

»Na, das ist ja allerliebste! Dann sitze ich also auf der Tochter des Laird von Glenlyon?«

»Scher dich zum Teufel!«, fauchte sie ihm ins Gesicht.

Von neuem zappelte sie unter ihm wie ein Aal. Ihre Bewegungen begannen ihn ziemlich zu erregen. Wie hatte Glenlyon nur ein so bezauberndes Wesen zeugen können? Sein Puls schlug schneller. Er schloss die Augen und holte tief Luft, um die Empfindungen, die sie in ihm auslöste, zu unterdrücken. Vor seinem inneren Auge überschlugen sich Bilder, eines wollüstiger als das andere. Aber das war wirklich nicht der rechte Augenblick, um sich über Glenlyons Tochter herzumachen. Die Männer des Laird konnten jeden Moment zurückkommen, und dann würde er sich mit Sicherheit mit einem Strick um den Hals wiederfinden, wenn man ihn erwischte. Er musste dringend an etwas anderes denken: das Vieh, seine Kameraden, irgendetwas...

»Herrgott.«

»Lass mich los, dreckiger Bastard! Du und deine Freunde, ihr seid doch nur eine jämmerliche Diebesbande! Das ist alles, was ihr Macdonalds könnt; stehlen und morden!«

»Gemach, gemach! Morden ist ja wohl ein wenig übertrieben. Und was das Stehlen angeht ... pah! Von etwas muss man ja leben, meine Schöne, und es ist wahr, dass wir brillante Viehdiebe sind.«

Die Frau bedachte ihn mit wütenden Blicken, und Duncan fühlte sich immer befangener, trotz des Zorns, der erneut in ihm aufgestiegen war, nachdem sie ihm diese Beleidigung ins Gesicht geschleudert hatte. Er hätte nicht übel Lust gehabt, ihre Röcke hochzuschlagen und ihr die ordentliche Tracht Prügel zu verpassen, die sie offenbar gebrauchen konnte. Schon bei dem Gedanken spannten sich seine Muskeln an. *Verflucht, ich würde sofort über sie herfallen!* Er schluckte. Jetzt kam es vor allem darauf an, Zeit zu schinden, damit seine Kameraden sich weit genug entfernen konnten, ehe das Mädchen ihnen noch den ganzen Campbell-Clan auf die Fersen hetzte.

»Was hast du hier gewollt?«, fragte er und versuchte, seine Stimme nicht zittern zu lassen.

»Ich brauche keine Rechenschaft darüber abzulegen, was ich tue und lasse. Und dir schon gar nicht! Ich bin hier zu Hause. Viel eher solltest du dich erklären, weil du dich auf unserem Territorium befindest. Mir scheint, dass Glencoe mehrere Meilen von hier entfernt liegt.«

»Ich habe mich verirrt.«

»Oh, natürlich! Für wen hältst du mich, du Trottel? Ich habe genau gesehen, wie ihr unsere Kühe gestohlen habt, du Dreckskerl!«

»Weiß dein Vater eigentlich, dass seine Tochter flucht wie ein Fuhrknecht? Treibst du so auch Konversation mit deiner adligen schottischen Sippschaft?«

»Ich rede, wie ich es lustig bin, Macdonald. Wieso regt dich das so auf?«

»Unsere Frauen werden bestraft, wenn sie eine solche Sprache führen.«

»Ach, dass ich nicht lache! Außerdem gehen mich die Manieren eurer Frauen nichts an! Warum reitest du nicht zu ihnen zurück? Lass mich los!«

Plötzlich musste er an Elspeth denken, ihr kleines rundes Gesichtchen und ihre hübsche, leicht nach oben zeigende Nase. Mit ihren großen grünen Augen und den langen braunen Haaren, in denen kupferne Reflexe aufleuchteten und die im Takt zu ihrem fließenden Gang hin- und herschwangen, war Elspeth Henderson sehr ansehnlich, und viele Männer stellten ihr nach. Wahrscheinlich war sie sogar hübscher als dieses freche, abgerissene Wesen, das unter ihm um sich schlug. Aber bei Elspeth hatte er noch nie diesen Aufruhr und dieses Gefühl in den Lenden gespürt ... Fand er etwa plötzlich Gefallen an solchen kleinen Mädchen?

»Wenn ich dich loslasse, wirst du deinen Leuten Bescheid geben. Und das kann ich nicht zulassen... Jedenfalls erst in ein paar Minuten. Ich muss meinen Männern Zeit geben, sich weit genug zu entfernen.«

Sie knurrte und versuchte, ihn zu beißen, doch er konnte ihr mit knapper Not ausweichen.

»Meiner Treu, du bist ja wie eine Wölfin!«

»Ha, dabei hast du mich noch gar nicht richtig kennengelernt.«

»Wirklich?«

Skeptisch hob Duncan eine Augenbraue und verzog den Mundwinkel. Das Mädchen bäumte sich auf und versuchte weiterhin vergeblich, ihren Angreifer, der ihr das Becken auf den steinigen Boden drückte, abzuschütteln.

»Du machst mich wütend, Macdonald!«

»Was glaubst du, was du machst?«

Er konnte sich gar nicht an diesen schönen, vollen Lippen sattsehen, die nichts als wüste Beschimpfungen von sich gaben.

»Halt endlich den Mund, Weib!«

»Nicht, solange ich dich mit meinen Worten ärgern kann...«

Er erstickte ihre Widerrede, indem er seinen Mund auf ihre Lippen legte und sie mit der Zunge auseinanderzwang. Die junge Frau spannte sich unter ihm an und wehrte sich, aber er

hielt sie ohne große Schwierigkeiten nieder. Gegen seine Statur von einem Meter neunzig kam sie wahrhaftig nicht an. Er seufzte zufrieden und zog sich dann zurück. Beide atmeten schwer und sahen einander in die Augen, während ein drückendes Schweigen eintrat. *Was in aller Welt mache ich da? Ich muss aufhören, bevor ich ...* Das war das erste Mal, dass ihm die Idee kam, einer Frau Gewalt anzutun, und das bestürzte ihn.

»Es ... es tut mir leid«, brachte er nach einigen Minuten heraus.

Er kam sich vor wie der letzte aller Trottel. Etwas anderes hatte er nicht zu sagen gewusst. Sie bewegte sich ein wenig unter ihm. Er gab ihre Handgelenke frei und ließ sich neben ihr ins Gras fallen, wobei er Gott im Stillen dafür dankte, dass die Dunkelheit seinen inzwischen mehr als offensichtlichen Erregungszustand verbarg. Sie rührte sich immer noch nicht, doch er hörte ihren raschen Atem. Er drehte sich zu ihr um. Ihr markantes Profil zeichnete sich vor dem dunkelblauen, mit dünnen violetten Schlieren überzogenen Himmel ab.

»Du kannst gehen.«

Sie drehte sich auf die Seite, stand auf und kam auf ihn zu. Er sah den Tritt nicht kommen, der ihn mitten in die Weichteile traf. Duncan krümmte sich. Er bekam keine Luft und rang verzweifelt nach Atem. Der Schmerz lähmte ihn.

»Du mieses kleines Luder!«

Sie hockte sich vor ihn hin und schwenkte einen *Sgian dhu** vor seiner Nase.

»Wage es bloß nicht, mich noch einmal mit deinen dreckigen Pfoten anzurühren, Macdonald.«

»Ich ... habe dir doch gesagt ..., dass es mir ... leidtut ...«

»Leid, dass ich nicht lache! Ein gewisser Körperteil von dir hat mir da etwas ganz anderes verraten.«

Sie lachte nervös auf und schob die zerzausten Haarsträhnen, die ihr in die Augen fielen, zurück. Im Halbdunkel funkelten ihre Augen. Duncan versuchte aufzustehen und beschimpfte

* Kleiner Dolch, der zur traditionellen Tracht im Strumpf getragen wird.

sich für die Schwäche, die ihn angesichts des kristallklaren Blickes ihrer blauen Augen überkommen hatte.

»Jetzt dürfte deine Leidenschaft wohl etwas abgekühlt sein. Noch einmal, und ich schneide ihn dir ab und stecke ihn dir ins Maul, verstanden?«

Duncan spürte plötzlich einen unwiderstehlichen Drang, laut loszulachen. Seine Lage war dermaßen lächerlich! Er, Duncan Coll Macdonald von Glencoe, hatte sich von einer kleinen Campbell-Schlampe übertölpeln lassen. Auf keinen Fall durfte er seinen Kameraden von seinem Missgeschick erzählen, sonst würde er zum Gespött aller Männer seines Clans werden. Unter dem verblüfften Blick der jungen Frau, die sich fälschlich für den Grund seiner Heiterkeit hielt, kugelte er sich unbändig lachend auf dem Boden herum.

»Findest du das etwa komisch? Dachtest du vielleicht, ich weiß nicht, wie man eine Waffe führt?«

Er lachte noch lauter. Sichtlich empört schickte sie sich an, ihm noch einen Tritt zu versetzen. Aber Duncan bekam ihren Knöchel zu fassen, kurz bevor der Fuß ihn erreichte, und verdrehte ihn ihr heftig, so dass sie hinfiel. Die Klinge des *Sgian dhu* fuhr wenige Zentimeter vor seinen Augen vorbei und blitzte in dem hellen Mondlicht auf, das jetzt begann, die Hügel mit einem silbrigen Schein zu überziehen.

»Meine Güte, der arme Bursche, der dich einmal zur Frau bekommt, tut mir jetzt schon leid!«, prustete er und erhob sich vollständig. Eine Hand schützend über den Körperteil gelegt, den sie kurz zuvor malträtiert hatte, betrachtete er die Frau, die sich den schmerzenden Knöchel rieb und dabei wilde Flüche auf Gälsisch ausstieß.

»Du bist ja eine richtige Furie! So ein Mädchen habe ich noch nie gesehen. Verdammt! Wenn man dich hört, könnte man glauben, du wärst ein Mann, der sich als Frau verkleidet hat.«

»Scher dich zum Teufel! Wenn es so gewesen wäre, dann würdest du jetzt schon an einem unserer Bäume hängen, Bastard!«

»Reg dich nicht auf, ich gehe ja schon ... Ich lege nämlich Wert darauf, alle meine Körperteile noch ein Weilchen zu behalten.«

Er wandte sich ab und ging zu seinem Pferd, das als stiller

Zeuge seiner Niederlage einige Meter weiter wartete. Als er hinter sich plötzlich ein ersticktes Schluchzen vernahm, erstarrte er einen Moment lang. Doch dann überlegte er es sich anders. *Soll sie doch auch zur Hölle fahren, die kleine Schlampe!* Er rieb sich den immer noch schmerzenden Schritt, verzog das Gesicht, während er auf sein Pferd stieg, und gab dem Tier die Sporen.

Ranald und Allan erwarteten den jungen Mann auf der Heide, am Eingang ihres Tals.

»Könntest du mir einmal verraten, was du getrieben hast?«, brüllte sein Bruder, der sichtlich besorgt war. »Wir waren schon drauf und dran zurückzureiten. Hast du Gesellschaft bekommen?«

»Nein, da war niemand.«

Ranald beobachtete seinen Bruder schweigend. Er glaubte ihm kein Wort, denn er kannte ihn so gut, dass er wusste, wann er log. Aber wenigstens war er so freundlich, vor Allan nichts zu sagen. Duncan wurde klar, dass er nicht darum herumkommen würde, ihm später alles zu erzählen.

Sie versteckten die gestohlenen Tiere im hochgelegenen Tal von Coire Gabhail. Die Mutter der beiden Brüder war erleichtert, als sie sah, dass ihre Söhne wohlbehalten von ihrer Expedition zurückgekehrt waren. Ihre Schwester Frances hatte sich bestimmt eine Ausrede für sie ausgedacht, aber Duncan wusste, dass seine Mutter sich nichts vormachen ließ. Merkwürdigerweise sagte sie jedoch nichts, sondern beschränkte sich darauf, ihnen einen missbilligenden Blick zuzuwerfen, während sie die Teller mit gekochtem Gemüse und Räucherhering vor sie hinstellte. Die Brüder tauschten verschwörerische Blicke. Ihr Vater hingegen erkundigte sich mit ausdrucksloser Miene, wie viele Tiere sie mitgebracht hätten.

Eine kühle, zarte Hand legte sich auf Duncans Wange, dann folgten ihr warme, feuchte Lippen, und er erschauerte.

»Du scheinst weit fort von hier zu sein, Duncan«, murmelte eine Frauenstimme an seinem Hals.

»Nein, Elsie. Mhhh ... ich gehöre ganz dir.«

»Das will ich auch hoffen, denn ich habe Lust auf dich ...«

Der junge Mann legte sich im Stroh auf die Seite und ließ eine Hand unter die Röcke seiner Gefährtin gleiten, die seufzend die Schenkel öffnete; eine willkommene Einladung, die er sogleich annahm.

»Ist in Glenlyon mit Ran alles gutgegangen?«

»Mhhh ... ja«, antwortete Duncan zerstreut, schob Elspeths Röcke hoch und enthüllte in dem Zwielflicht, das im Stall herrschte, ein kleines dunkles Dreieck.

Der Geruch des Heus und der Tiere vermischte sich mit dem intimeren Duft der jungen Frau, die sich ihm darbot und sich unter seinen begierigen Händen wand.

»Es gefällt mir nicht besonders, wenn du dabei mitmachst. Seit sie im letzten Monat Stuart aufgehängt haben ...«

»Du darfst dir nicht so viele Gedanken machen, Elsie.«

Er schnürte die Bänder ihres Mieders auf, öffnete es und enthüllte ihre üppigen Brüste. Augenblicklich machte er sich daran, an den aufgerichteten Brustwarzen zu knabbern. Sie bäumte sich leicht auf und vergrub die Finger in seinem Haar.

»Duncan ... Wenn dir etwas zustößt ...«

»Du bist so weich, Elsie ...«

»Hör mich an, Duncan.«

Am Hals seiner Geliebten lachte er leise.

»Hör auf, dich um mich zu sorgen. Glaubst du, ich lasse mich von einem dieser Campbell-Bastarde umbringen?«

»Nein, natürlich nicht, aber ...«

Um sie zum Schweigen zu bringen, legte er seinen Mund auf ihren und kostete freudig ihre Lippen und ihre Zunge. Dann zog er sich ein wenig zurück, um wieder zu Atem zu kommen. Er wollte nicht zu rasch vorgehen; die Lust war viel größer, wenn er sich Zeit ließ.

»Du riechst so gut«, flüsterte er und vergrub die Nase in ihrem seidigen Haar.

»Und du riechst nach französischem Duftwasser«, bemerkte sie und schnüffelte an seinem Hemd. »Was hast du in Glenlyon gemacht, Duncan?«

Der junge Mann erstarrte ein wenig und richtete sich dann auf, um sein Hemd auszuziehen. Verflucht! Warum hatte sie diese Bemerkung machen müssen? Da war es ihm einen Moment lang gelungen, diese Campbell zu vergessen. Doch nun verfolgt ihn das Parfüm der Unbekannten und verstärkte seine Begierde, Elspeth so brutal zu nehmen, wie er sich auf der feuchten Heide am liebsten auf diese Frau gestürzt hätte. Er versuchte, sich zu beherrschen, holte tief Luft und schloss die Augen, aber vergeblich. Die Erinnerung an das Campbell-Mädchen ließ ihm immer noch keine Ruhe.

»Wahrscheinlich habe ich auf der Heide einen Rosenbusch oder eine andere duftende Pflanze gestreift ...«

»Aber auf der Heide wachsen überhaupt keine Rosen.«

»Ich weiß es doch auch nicht!«, versetzte er ungeduldig. »Was glaubst du denn? Dass ich von einer Frau, die nach Rosen geduftet hat, überfallen worden bin?«

Er unterdrückte das unbändige Lachen, das in ihm aufstieg, und sagte sich, dass diese Beschreibung der Wahrheit ziemlich nahe kam. Er war ja wirklich auf der Heide von einer Frau, die einen berausenden Rosenduft verströmte, attackiert worden. Elspeth stieß einen kurzen, erstickten Schrei aus, als er in sie eindrang.

»Pass auf, Duncan. Ich möchte nicht schwanger werden ...«

»Ich weiß ... Oh, Elsie, du bist so feucht ... So weich ...«

Unter dem Tartan seines Kilts gruben sich die Fingernägel der jungen Frau in seine angespannten Gesäßmuskeln. Mit fest geschlossenen Augen gab er sich seiner Fantasie hin und stellte sich vor, wie halb geschlossene, helle Katzenaugen ihn lustvoll ansahen.

»Ahhhh ...«, drang es zwischen seinen trockenen Lippen hervor.

Das Stroh und das raue Holz kratzten ihm die Knie auf. Mit einem Male wurde ihm klar, dass er in Gedanken mit einer anderen Frau zusammenlag. Er hielt die Augen geschlossen, um Elspeths Blick nicht zu begegnen. Wenn sie es sah ... Er fühlte sich wie der letzte hundsgemeine Kerl, doch das Gefühl war stärker als er. Wieder sah er die feuerroten Haarsträhnen, die

das schmale, zarte Gesicht des Campbell-Mädchens umspielten wie Flammen, die sie mit ihrem feurigen Temperament entzündet hatte. Ihr großer Mund und ihre vollen Lippen, so weich ... Aber wie kam es nur, dass sie eine so grobe Sprache führte? Diese Frau war ein richtiger kleiner Teufel ... Aber vielleicht hatte ihn gerade das so sehr erregt.

»Duncan ... Denk daran.«

Er öffnete die Augen einen Spaltweit. Sie wurde von Zuckungen geschüttelt, die ihre runden, schweren Brüste fröhlich hüpfen ließen. Oh, Herrgott! Eilig zog er sich zurück. Wogen der Lust durchfluteten seinen Körper, und er erstickte seinen Aufschrei im Stoff ihrer Röcke. Wie gern hätte er sich hemmungslos in ihr verloren, wäre in ihr vergangen ... Aber an wen dachte er dabei, wenn er ehrlich war? Meinte er Elspeth oder die Campbell-Frau?

Duncan ließ sich auf den Rücken fallen und strich sich mit den Fingern durch das Haar, in dem überall Strohhalme steckten. Seine andere Hand ruhte matt und reglos auf Elspeths Schenkel. Langsam kam er wieder zu Atem und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Er machte sich Vorwürfe, weil er beim Höhepunkt an eine andere gedacht hatte, denn er hatte Elspeth sehr gern. Sie war ein liebes Mädchen, sanft und fügsam, hübsch und warmherzig, und hatte alles, was ein Mann sich für sein Haus, für sein Bett nur erträumen konnte. Warum ging ihm aber dann diese flammende Furie nicht aus dem Kopf? Dieses Campbell-Mädchen hatte ihn mit einem einzigen Blick betört. Sie war ein richtiges kleines Luder, und trotzdem ...

»Duncan, dich quält doch etwas. Du kommst mir vor, als wärest du in Gedanken tausend Meilen weit fort.«

Er wandte sich zu ihr. Ihr hübsches Gesicht war vor Sorge ganz zusammengezogen. Wie schafften es die Frauen nur immer, seine Gedanken zu lesen? Bei seiner Mutter und Frances war es dasselbe.

»Ich versichere dir, es ist nichts.«

Sie hatte ihr Mieder wieder geschnürt und schickte sich an, die Röcke hinunterzulassen, um ihre Beine zu bedecken, doch er hinderte sie daran.

»Ich schaue dich so gern an, Elsie. Warum hast du es immer so eilig, dich wieder anzuziehen?«

Die junge Frau errötete bis an die Haarwurzeln.

»Ich weiß es nicht ... Ich schäme mich ein bisschen.«

Duncan musste über ihrer Unerfahrenheit lächeln. Elspeth war achtzehn Jahre alt. Er war ihr erster und einziger Mann gewesen. Er wusste, sie wartete darauf, dass er ihr das *handfast** antrug, diesen Schwur, bei dem man sich mit einem symbolischen Händedruck einander angelobte; vor den Menschen galt das schon als Heirat, wenngleich nicht vor Gott ... Die jungen Leute waren jetzt schon seit einem Jahr befreundet. Duncan hatte geduldig gewartet, bis sie sich ihm freiwillig hingegeben hatte. Er hatte sie nicht zwingen wollen. Nicht dass es ihm an Begehren gemangelt hätte, aber ... außerdem waren da immer noch Moira und Gracie in Ballachulish gewesen, wenn es ihn zu sehr juckte.

Noch heute Morgen hatte er überlegt, dass er es wirklich tun sollte. Er war erst neunzehn, aber eine so begehrtenswerte Frau wie Elspeth würde er sicher so schnell nicht wieder finden. Daher hatte er beschlossen, noch heute Abend um ihre Hand anzuhalten. Doch jetzt war alles anders. Er brachte es nicht fertig, ihr seinen Antrag zu machen, und diese Frau war schuld daran. Er schüttelte den Kopf, um sie aus seinen Gedanken zu vertreiben; er sagte sich, was er dort empfunden hatte, sei nur die Begierde gewesen, dem Laird von Glenlyon das zu nehmen, was ihm am kostbarsten war. Genau, das war es! Er hatte die Tochter seines Feindes schänden wollen. Aber was hat ihn dann zurückgehalten? Seine Kameraden hätten ihn für einen solchen Racheakt sicherlich hochleben lassen. Und was für eine süße Rache das gewesen wäre!

»Ich muss zurück, Duncan. Sonst dauert es nicht lange, bis mein Vater nach mir sucht, und wenn er uns hier findet ...«

»Ja, schon gut«, brummte er, zupfte Strohhalme aus Elspeths seidigem Haar und dachte bei sich, dass er dann eben morgen

* Vor dem schottischen Gesetz wurde diese Verbindung als rechtmäßig anerkannt.

um ihre Hand anhalten würde. »Ich verspüre auch keine Lust, mir von deinem Vater eine Tracht Prügel abzuholen.«

Sie schenkte ihm ein treuherziges Lächeln, bei dem auf ihren rosigen Wangen zwei tiefe Grübchen auftauchten. Elspeth hatte etwas Besseres verdient. Vielleicht sollte er ihr ein oder zwei Bänder aus grüner Seide für ihr Haar oder ein Schmuckstück kaufen. Aber wieso hatte er eigentlich das eigenartige Gefühl, sich etwas vorzuwerfen zu haben? Das war lächerlich! Er hatte doch nur ein wenig geträumt... Sein Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Er gelobte sich, sein kleines Problem so bald wie möglich zu lösen. Er musste diese Frau vergessen. Er nahm die Hand des Mädchens, das er als seine Verlobte betrachtete, zog sie an die Lippen und drückte einen Kuss darauf. Sie rückte näher an ihn heran und bot ihm ihren Mund, den er zärtlich in Besitz nahm.

»Ich liebe dich, Duncan.«

Er drückte sie fest an sein Herz, aber sein Hals war wie zugeschnürt, denn er war nicht in der Lage, ihr seine Liebe zu beteuern.

Der Alkohol versengte ihm Zunge und Kehle, doch er schenkte ihm auch ein angenehmes Gefühl von Wohlbehagen. Duncan reichte die Flasche mit Feuerwasser an Ranald weiter, der sich ebenfalls einen ordentlichen Schluck genehmigte. Die Brüder saßen nebeneinander auf dem Signal Rock. Die Nacht war ziemlich frisch, doch der Whisky wärmte sie und betäubte beider Schmerzen.

Vor ihnen erstreckte sich das Dorf Achnacone: kleine, mit Hei-destroh gedeckte Hütten mit gekalkten Mauern und glaslosen Fenstern, vor die man einfach eine geölte Tierhaut hängte, so dass das Innere vor allem während des Winters in einem permanenten Halbdunkel lag. Die beiden Brüder hatten das Glück, in Carnoch zu leben, das weiter unten am Lauf des Coe-Flusses lag, in einem richtigen Haus mit verglasten Fenstern und einem Dach, das mit Tonpfannen aus Ballachulish gedeckt war. Ihr Vater, Liam Macdonald, war als Schmuggler zu Wohlstand gelangt. Seit einigen Jahren betätigte er sich zum großen Leidwesen ihrer Mutter wie-

der als Viehdieb, ein Erwerb, den er seit dem furchtbaren Massaker im Tal von Glencoe, vier Jahre vor Duncans Geburt, aufgegeben hatte.

Duncan kannte alle schrecklichen Einzelheiten des Massakers. Er träumte sogar häufig bei Nacht davon, so als wollten die Geister derjenigen, die dabei gestorben waren, ihm von ihren Leiden berichten, insbesondere sein Halbbruder Coll und sein Großvater väterlicherseits, Duncan, deren beider Namen er trug. Es war ein merkwürdiger Gedanke, dass ihr Vater schon einmal mit einer anderen Frau als ihrer Mutter verheiratet gewesen war, und dass die beiden einen Sohn gehabt hatten. Seine Tante Sàra hatte ihm bei mehreren Gelegenheiten davon erzählt. Seiner Mutter dagegen schien das Thema eher unangenehm zu sein. Sie hatte ihm erklärt, dass sie häufig die Anwesenheit der beiden spüre, wie einen kalten Schauer, oder wie eine eisige Hand, die sie streife. Jedes Mal, wenn sie davon sprach, bekam sie Gänsehaut... Ihm selbst erging es nicht anders, denn auch er hatte schon diesen kühlen Hauch verspürt, der ihn umfing und ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Ob es sich wirklich um verlorene Seelen handelte? Aber inzwischen gehörte all das zur Geschichte des Clans und der langen Linie der Macdonalds, die der große Somerled auf diesem rauen, wilden Land begründet hatte; diesem Land, das die Kinder des gälischen Volkes hervorgebracht hatte.

Ranald hielt ihm schweigend die Flasche hin und versetzte ihm einen leichten Rippenstoß. Duncan war gern mit ihm zusammen. Sicherlich, die beiden Brüder unterschieden sich sehr voneinander, doch auf gewisse Weise ergänzten sie sich auch wunderbar und wirkten manchmal wie zwei Möglichkeiten ein und derselben Person. Das war schon seit ihrer frühesten Kindheit so gewesen. Ranald besaß ein stürmisches, aufbrausendes Temperament. Er, Duncan, war zurückhaltender. Sein Bruder reizte ihn ständig, seine Grenzen auf die Probe zu stellen, während er selbst mäßigend auf ihn einwirkte. Duncan trank einen Schluck Whisky und streckte dann die Beine aus, die ihm taub zu werden begannen.

»Erzähl«, forderte Ranald ihn ohne Vorrede auf.

Duncan fuhr zusammen und wandte sich dann seinem Bruder zu, der die Sterne betrachtete, die über dem Tal an dem gewaltigen, dunklen Himmelszelt standen.

»Was soll ich erzählen?«, fragte er, obwohl er bereits ahnte, worauf sein Bruder hinauswollte.

»Du weißt schon ... Glenlyon. Da ist doch etwas passiert ...«

Ranald richtete den Blick auf ihn und musterte ihn skeptisch.

»Du hast doch wohl nicht geglaubt, dass ich dein Lügenmärchen schlucken würde?«

Duncan verzog den Mund und lachte leise.

»Nein, wohl kaum ... Ich kenne doch deinen Scharfblick, Bruder.«

»Und? Hast du die Klinge deines Dolchs befleckt, ist es das? Hast du gegen Alasdairs Befehle gehandelt?«

Einen Moment lang zögerte Duncan. Er brauchte nur die Vermutungen seines Bruders zu bestätigen und ihm zu verschweigen, dass eine Campbell-Frau ihn zum Rückzug genötigt hatte. Aber Ranald hätte rasch erraten, dass er ihn anlog.

»Es hat tatsächlich jemand auf der Lauer gelegen und uns beobachtet«, gestand er schließlich.

»Und?«

»Ich habe ihn aufgescheucht und verfolgt; schließlich musste ich verhindern, dass er Alarm gab.«

»Hast du ihn getötet?«

»... Nein. Es war eine Frau.«

Im bläulichen Mondlicht blitzte eine Zahnreihe auf.

»Eine Frau? Dunnerlittchen!«, rief Ranald aus. »Und du hast sie ... Ich meine ... Also, du weißt schon. Einer Campbell-Frau Gewalt anzutun, das ist nicht ...«

»Nein, Ran.«

Kurz unterbrach er sich, nahm einen weiteren Schluck Whisky und verzog das Gesicht.

»An Begierde hat es mir nicht gefehlt, bei Gott! Ich hätte sie gern genommen, dort auf der Heide. Eine Campbell, Ran, kannst du dir das vorstellen? Und sie war allein, unbewaffnet und ganz furchtbar ... verlockend. Aber was denkst du von mir? Außerdem könnte ich schwören, dass die Jungfrau gewesen ist.«

»Und du hast nichts dagegen unternommen? Du, Duncan Coll Macdonald, der Herzensbrecher? Du erzählst mir doch schon wieder ein Märchen!«

»Nein, leider nicht. Wie konnte ich nur so dumm sein! Ich hatte schon große Lust, aber ...«

Er räusperte sich und fuhr sich mit der rauen Hand über das Gesicht, auf der Suche nach einer Ausrede, um sein Versagen zu erklären.

»Ich sage dir, sie war eine richtige Hexe! Und mit einem unerhörten Schandmaul noch dazu. Sie hätte bestimmt einen Bann über mich verhängt! Ich schwöre dir, dass sie ein gemeines kleines Luder war. Geflucht hat sie wie ein Mann. Sie hat sogar die Dreistigkeit besessen, mich mit ihrem *Sgian dhu* zu bedrohen und erklärt, sie würde mir ...«

Bei dem Gedanken daran, wie ihm die Frau mit ihrem kleinen Messer unter der Nase herumgefuchelt hatte, brach er plötzlich wieder in Gelächter aus.

»Womit hat sie dir gedroht?«

»Mir mein bestes Stück abzuschneiden und es mir in den Mund zu stopfen. Und danach stand mir nun wirklich nicht der Sinn, verstehst du?«

Ranald riss die Augen auf und öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Doch stattdessen konnte er sich eines kurzen Auflachens nicht erwehren.

»Diese Frau war eine Furie«, rechtfertigte sich Duncan. »Aber mach dir keine Gedanken, ich habe sie nicht gehen lassen, ohne mir ein Pfand von ihr zu holen. Ich habe ihr einen Kuss geraubt. Und schließlich ist aufgeschoben nicht aufgehoben, Ran.«

»Du hast sie geküsst! Du hast eine Campbell geküsst? Und wie hat sich das angefühlt?«

»Hmmm ...«, murmelte Duncan und erinnerte sich an die seltsamen Empfindungen, die in ihm aufgestiegen waren. »So einfach wird sie mir nicht davonkommen, dieses Luder, das schwöre ich dir.«

Ranald stieß einen Pfiff aus und schüttelte dann langsam den Kopf.

»Du hast doch hoffentlich nicht vor, noch einmal zurückzu-

gehen? Wenn die Campbells dich fangen, wird es ihnen ein Vergnügen sein, dich baumeln zu lassen. Du weißt doch noch, was sie mit Robertson gemacht haben, oder? Sie haben ihn aufgehängt, obwohl das Mädchen um sein Leben gefleht hat.«

»Ja sicher, ich weiß...«

Duncan richtete den Blick in die Ferne. Dann bemerkte er einen kleinen Lichtpunkt, der plötzlich weiter unten, im Tal, aufgetaucht war und hinter den Bäumen immer wieder aufflackerte. Das Licht schien dem gewundenen Lauf des Flusses zu folgen: eine Fackel, die von einem Reiter getragen wurde. Ein Ruf erscholl. *Fraoch Eilean!* Ihm gefror das Blut in den Adern.

»*Ann cran-tàra!* Herrgott, Ran! Es ist das Flammende Kreuz!«

Er richtete sich auf dem Felsblock auf, und sein Bruder tat es ihm sogleich nach.

»Meinst du?«

»Was sollte es sonst sein? Der Earl of Mar ruft uns unter der Standarte des Stuart-Prätendenten zu den Waffen. Vater hat so etwas schon erwartet. John MacLain erhielt letzte Woche neue Kunde aus Kildrummy Castle. Aber ich hätte nie gedacht...«

Ein eisiger Schauer überlief ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

Das Flammende Kreuz

Ich klammerte mich so fest an den Türrahmen, dass meine Knöchel weiß wurden, um nicht in Ohnmacht zu fallen. *Jetzt ist es soweit, Caitlin*, sagte ich mir. *Seit fast zwanzig Jahren hast du diesen Augenblick gefürchtet...* Ich schluchzte auf. Liam legte mir seine große Hand auf die Schulter. Der Druck seiner Finger teilte mir seine Befürchtungen mit. Er sagte nichts, doch ich wusste, was er empfand. Sechszwanzig Jahre waren jetzt seit der Schlacht von Killiecrankie vergangen; doch die Erinnerungen standen ihm immer noch deutlich vor Augen. Die Bilder, die er mir beschrieben hatte, stiegen vor mir auf, und ich wurde von einem heftigen Grauen ergriffen, das sich aus Furcht und Abscheu gleichermaßen zusammensetzte.

Ich hatte diese neue jakobitische* Erhebung gegen die *Sassanachs*** gefürchtet. Auf gewisse Weise wäre es mir lieber gewesen, sie hätte früher stattgefunden, als meine Söhne noch nicht alt genug waren, um zu den Waffen zu greifen, aber ... Ich legte die Hand auf die Liams. *Verflucht sollen die Sassanachs sein*. Wieder musste ich schluchzen.

»Liam ...«

»*Tuch! Na can guth, a ghràidh.*« Psst, sag nichts, meine Liebste.

Das Flammende Kreuz. Zwei kleine Holzstücke, zusammengebunden mit einem in Blut getränkten Stück Stoff. Man zündete es an und zog damit durch die Täler, auf dass es von der

* Jakobiten: Anhänger von König James II., der nach der Revolution von 1688 über England und Schottland regierte, und des Hauses Stuart; nach der lateinischen Version von »James«, Jacobus.

** Gälische Bezeichnung für die Engländer.

Hand eines Kriegers zum nächsten wanderte. Der Ruf zu den Waffen. Zu Beginn hatte ich geglaubt, ein Irrlicht zu sehen. Doch je näher der Funke kam, umso klarer wurde mir, dass es sich tatsächlich um eine Fackel handelte, die von einem Reiter durch das Tal getragen wurde. Alasdair Og Macdonald, der Bruder des Kriegsführers von Glencoe, trug das Flammende Kreuz durch unser Tal und rief die Männer des Clans zusammen, damit sie unter dem Banner der Stuarts kämpften... Wieder einmal. Würde es das letzte Mal sein? Ich wünschte es mir von ganzem Herzen.

Die Hand, die meine Schulter drückte, zitterte leicht. Ich wandte mich um und sah Liam an. Die Furcht malte sich auf seinen Zügen und in seinen Augen. Er hatte Angst. Nicht um sich selbst, aber um seine Söhne. Unsere Söhne.

»Es ist so weit!«, flüsterte ich.

»Ja...«, seufzte er und zog mich an sich.

Ich schmiegte mich in die Sicherheit seiner Arme, vergrub mein Gesicht in der abgetragenen Wolle seines Plaids und schloss die Augen. Er strahlte einen Duft nach Heide und Kiefern aus, in den sich der animalische, moschusartigere Geruch nach Mann mischte.

»Oh, Liam, *fear mo rùin*, mein Geliebter! Warum?«

»Weil Gott es so verlangt. Es ist Sein Wille, und wir müssen uns Ihm beugen.«

Das konnte ich nicht verstehen. Ich sah zum Himmel auf und zog die Augen zusammen.

»Gott hat mit alldem nichts zu schaffen! Er würde uns nicht zwingen, unsere Söhne für einen König zu opfern, der noch nie die Luft der Highlands geatmet hat. Ist es das, was Gott will, Schießpulverfutter, Liam?«

Er schloss die Augen, schüttelte den Kopf und schluckte mühsam.

»Ich habe keine Ahnung, Caitlin. Aber wir müssen uns anschließen, das weißt du genau.«

Ich wusste es, doch ich weigerte mich, es zu akzeptieren. Sein Kiefer verkrampfte sich, und unter seinem Hemd erstarrte sein Oberkörper.

»Für den Stuart-Prätendenten«, setzte er nach kurzem Schweigen hinzu. »Wir haben gute Aussichten, ihn endlich auf den Thron zu setzen, der ihm rechtmäßig zusteht. Jetzt oder nie, verstehst du?«

»Ich will es gar nicht begreifen, Liam. Die Stuarts sind doch seit dem Beginn ihrer Dynastie verflucht. Ihre Regentschaft endet grundsätzlich mit einem Mord oder damit, dass man sie vom Thron stürzt. Wenn Gott ihnen nicht erlaubt, über Schottland zu regieren, wie wollt ihr denn als einfache Sterbliche dieses Wunder vollbringen? Ich will euch bei mir behalten ... Ich will meine Söhne nicht verlieren.«

»Unsere Söhne sind nicht unser Eigentum, Caitlin. Sie gehören Gott, dem König und Schottland, ob es dir nun gefällt oder nicht.«

»Nein ...«

Meine Hände kneteten den Tartan der Macdonalds, mit dem ich mir die Tränen abwischte. Von neuem ließ ich den Blick über unser Tal schweifen. Die Männer hatten sich versammelt und gingen den Weg hinunter, der dem verschlungenen Lauf des brodelnden Coe folgte. Der Chief rief sie zusammen. Liam löste sich von mir, nahm seinen Dolch und schob ihn in die Scheide, die er am Gürtel trug. Er steckte auch seine Pistole ein.

»Ich muss dorthin, *a ghràidh*, meine Liebste. Du kannst auf mich warten, wenn du möchtest ...«

Er lächelte schwach und küsste mich zärtlich. Auch nach zwanzig Jahren Ehe erregte es mich immer noch genau wie früher, seine Lippen auf den meinen zu spüren. Ich stützte mich gegen den Türrahmen und sah zu, wie er zusammen mit den anderen Männern nach Invercoe aufbrach, wo John MacLains Haus stand. Meine Magengrube zog sich schmerzhaft zusammen. Langsam schloss ich die Tür, lehnte mich von innen dagegen und stieß einen Seufzer der Verzweiflung aus.

Viel Wasser war das felsige Bett des Coe hinuntergeflossen, seit ich auf der kalten, verlassenen Heide von Glencoe Duncan zur Welt gebracht hatte, meinen »zweiten« ältesten Sohn, denn so nannte ich ihn bei mir. Mein erstes Kind hatte ich seit der Nacht, in der es geboren wurde, nie wieder gesehen. Ich hatte

meinen Sohn meinem Dienstherrn, Lord Dunning, dessen illegitimer Spross er war, überantwortet. So hatte ich gehofft, ihm wenigstens eine bessere Zukunft zu sichern. Doch seit dem Tod des Lords und seines Sohnes Winston, dessen Aufgabe es gewesen war, dafür zu sorgen, dass es ihm an nichts fehlte, hatte ich ihn nicht wiederfinden können. Mir waren nur verschwommene Erinnerungen geblieben: sein Duft, sein kleines, verschrumpeltes Gesichtchen, sein erster Schrei, den ich noch oft in meinen Träumen hörte ... Er hatte eine Lücke hinterlassen, die ich nie wieder ganz hatte ausfüllen können, obwohl ich meine drei anderen Kinder über alles liebte.

Wirklich ... seither war viel geschehen. Wir hatten die Dörfer Achnacone im Tal von Glean Leac und Invercoe am Ufer des Loch Leven wieder aufgebaut. Der Clan hatte die Anzahl seiner Mitglieder verdreifacht, und die Zahl der Männer im waffenfähigen Alter betrug jetzt wieder gut einhundert, beinahe so viele wie vor dem Massaker. Die Männer waren zu ihrer Betätigung von einst zurückgekehrt, nämlich Vieh zu stehlen, aufzuziehen und zu verkaufen. Wider Willen musste ich zugeben, dass sie sich ausgezeichnet darauf verstanden. Es hatte mir gar nicht gefallen, dass auch Liam sich ihnen angeschlossen hatte. Aber was konnte schon schlimmer sein als der Schmuggel? Ich musste mich damit abfinden. Dann war Duncan, als er alt genug war, um Waffen zu tragen, von seinem Vater in die Grundlagen der speziell dafür notwendigen Fertigkeiten eingeführt worden ... weil sich das »von selbst verstand«. Der Viehdiebstahl war nun einmal die Bestimmung der Highlander, ihr Lebenssinn und ihre hauptsächliche Einkommensquelle. Ihr Überleben hing davon ab. Ich musste mich eben damit abfinden. Und nun war Ranald an der Reihe, die Geheimnisse dieses Berufs zu erlernen. Und wieder konnte ich nichts dagegen tun ...

Aber damit, dass meine Söhne in den Krieg zogen, würde ich mich niemals abfinden, ob er nun gerecht war oder nicht. Der Aufstand war vorherzusehen gewesen. Seit Wilhelm von Oranien den Thron von England, Schottland und Irland bestiegen und James II. abgesetzt hatte, waren die Unzufriedenheit und die Spannung im Volk ständig gewachsen.

Alles hatte mit der unseligen Expedition nach Darién begonnen. Ihr Ziel war es gewesen, eine schottische Kolonie in Amerika zu gründen, genauer gesagt in Panama, auf der Halbinsel von Darién, die man auch Neukaledonien* nannte. Durch die Kriege, die England auf dem Kontinent geführt hatte, lag die schottische Wirtschaft am Boden. Die Gründung dieser Kolonie hatte dazu dienen sollen, ihr neuen Auftrieb zu geben, ähnlich wie die Ostindien-Kompanie das in England getan hatte.

Und so hatte im Jahre 1698 eine Flottille mit eintausendzweihundert Personen an Bord die Anker gelichtet und Kurs auf Mittelamerika genommen, ohne zu ahnen, dass sie geradewegs in die Katastrophe segelte. Fahnenflucht und Krankheiten schwächten die Kolonie. Dann wurde sie von den Spaniern aus Kolumbien bedroht, denen es gar nicht gefiel, dass diese Neuankömmlinge ihre Handelsbeziehungen störten. Nur eine Handvoll Kolonisten sollten je wieder den Fuß auf schottischen Boden setzen. Die ganze Affäre führte zu einem gewaltigen Skandal, der die Regierung ins Wanken brachte. Schottland verlangte von England eine Entschädigung, weil es die Kolonie im Stich gelassen hätte, und warf ihm vor, die Expedition absichtlich sabotiert zu haben. Angeblich hatte die Ostindien-Kompanie, die ihr Handelsmonopol nicht verlieren wollte, die Regierung und die betroffenen Geschäftsleute bestochen, damit sie der neuen Gesellschaft ihre finanzielle Unterstützung entzogen.

In den Kreisen der Jakobiten, die sich ihrer Sache nun noch tiefer verbunden fühlten, zirkulierten eifrig Pamphlete gegen König William. Verbitterung und Enttäuschung schlugen in empörte Feindschaft gegenüber dem aus Holland stammenden König um.

Dann war das letzte Kind von Prinzessin Anne Stuart, der Schwester der verbliebenen Mary und Ehefrau von William, der selbst keinen Erben hatte, eines frühen Todes gestorben. Nun war die letzte große Hürde gefallen, die der Thronbesteigung des jungen James Francis Edward Stuart im Wege stand, dem

* Nicht zu verwechseln mit der französischen Kolonie Neukaledonien in Ozeanien. (Anm. d. Übers.)



Sonia Marmen

Lanze und Rose

Highland-Saga

eBook

ISBN: 978-3-641-11366-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2013

Der zweite Roman der opulenten Highland-Saga um Caitlin und Liam!

Schottland 1715. Caitlin und Liam MacDonald leben mit ihren drei Kindern in Glencoe, dem wild-romantischen »Tal der Tränen«. Bis der Aufstand der Jakobiten Schottland heimsucht und auch Liam und die beiden Söhne Randal und Duncan zu den Waffen gerufen werden. Trotz der Auseinandersetzungen entbrennen Duncan und die zauberhafte Marion füreinander. Doch ihre Liebe muss geheim bleiben – denn Marion ist die Enkelin des Mannes, der seinerzeit einen blutigen Verrat gegen die MacDonalds angeführt hat ...